

IVANA JEISSING

# WINTER- SONNEN

ROMAN



**MET  
ROL  
IT**



*And maybe there's a time to cry  
And maybe there's a time to say  
Maybe we foolishly  
Wasted our lives away*

THE SHOES „Wastin' Time“



Wenige Stunden später saß ich in einem Taxi nach Schöneberg, und als der Fahrer gut gelaunt fragte, ob ich Ferien in Berlin machen würde, nickte ich in seinen Rückspiegel und sah aus dem Fenster. Und die Vorstellung, nun alleine in dieser mir fremden Stadt zu leben, beflügelte meine Gespenster.

Der Schlüssel zu meiner neuen Wohnung lag, wie mit der Vermieterin vereinbart, unter der Fußmatte. Gründerzeit. Letzte Etage. Zwei Zimmer. Küche. Bad. Weiße Wände und, bis auf die Vorhangstangen und einer großen Matratze der Vormieterin, leer. Die einzelnen Räume hatten auf den Fotos der Immobilienagentur etwas größer ausgesehen, doch die Abendsonne, die das Wohn- und das angrenzende Schlafzimmer in honigwarmes Licht tauchte, und die Möglichkeit, über eine Eisenleiter neben dem Küchenfenster auf ein Vordach zu klettern, verringerten meine Enttäuschung. Der Blick von dort oben über den sich drehenden Mercedes-Stern am Bahnhof Zoo bis hin zum Fernsehturm am Alexanderplatz war atemberaubend. In meinem schwarzen Hosenanzug, die langen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, sah ich in den Sonnenuntergang und erinnerte mich an die Szene, in

der ich als Jeanne d'Arc am Abend vor der großen Schlacht mein Schwert in den Himmel gerichtet hielt und mein Heer mit den Worten: „Wann, wenn nicht jetzt?!“ beschwor, mir zu folgen. Jahre später und müde vom verlorenen Kampf gegen die Zeit, stellte ich diese Frage dem Himmel über Berlin und kletterte, nachdem die Sonne im Häuserhorizont verschwunden war, alles andere als siegessicher in meine beruhigend leere, vergangenheitsfreie Wohnung. Erleichtert, dass meine Möbel und Umzugskartons erst in ein paar Tagen eintreffen würden. Nur wenige Bücher und ein Foto, das mich und Mimi an meinem ersten Schultag zeigte, hatte ich in den Koffer gepackt.

Ich legte die Bücher neben die Matratze. Stellte das Foto daneben. Zog Mimis Lieblingskleid an. Ging unter die Dusche. Schob die Träger über die Schultern. Und blieb so lange unter dem wohltuend warmen Wasserstrahl stehen, bis sich der dünne Baumwollstoff wie eine zweite Haut von meinem Körper schälte, während ich schwor, nie wieder an Mimis Gehirn zu denken. Das jetzt mit meinem Vater darin, in Formaldehyd schwimmend, der Forschung diente. Dann warf ich das Kleid mit viel Schwung über die linke Schulter aus dem Fenster in den dunklen Innenhof, so wie ich es in einem Artikel mit der Überschrift „Tipps um zu vergessen – Abschiede leicht gemacht“ gelesen hatte. Hörte Daughters „If You Leave“. Endlos. Und schlief irgendwann nach Mitternacht ein. Wenige Stunden später weckte mich die aufgehende Sonne, die direkt durch das Fenster auf meine Matratze fiel, viel zu früh, und das ungewohnt laute Geräusch der Müllabfuhr sorgte dafür, dass ich auch unter der Bettdecke nicht weiterschlafen konnte. Und weil die gestern noch so beruhigend leere Wohnung plötzlich nichts Beruhigendes mehr an sich hatte, kletterte ich mit Kopfkissen

und Bettlaken auf das Vordach, um Berlin dabei zuzusehen, wie es wach wurde.

Die Haare wieder zum Pferdeschwanz gebunden, etwas Make-up im Gesicht, um die Müdigkeit zu überschminken, und wie immer in schwarzen Jeans und schwarzem T-Shirt, machte ich mir viel zu früh meinen ersten Berliner Kaffee und ließ beinahe die Tasse fallen, als ich aus dem Küchenfenster in den Innenhof sah. Mimis Kleid hatte sich in der großen Kastanie verfangen und baumelte vor meiner Nase im Wind. Unübersehbar. Und doch unerreichbar. Erst ein kräftiger Herbststurm würde Mimis Kleid befreien. Spätestens bis dahin sollte es mir auch gelingen, mit Donald Glieses Hilfe Mimi aus meinem Kopf zu bekommen. Ich hatte Erna versprochen, ihn wenigstens ein Mal zu treffen. Seine Mutter war mehrmals in Südfrankreich bei Madame de Bac zu Gast gewesen und hatte während der ewig dauernden Bridgenachmittage von den herausragenden Fähigkeiten ihres psychologisierenden Sohnes geschwärmt, der ausgesprochen attraktiv, unverheiratet und auf Trennungsschmerz spezialisiert, jedem helfen könnte, in ein neues Leben zu finden.

Der Weg dorthin führte erst einmal entlang des Lützwufers über eine Fußgängerbrücke und endete in einer Seitenstraße ganz in der Nähe des Tiergartens, wo seine Praxis in einem prachtvollen, mit schwerem Stuck verzierten Altbau lag. Allerdings nicht auf der Sonnenseite mit Blick ins Grüne, sondern im zweiten Hinterhof, in einem im Schatten gelegenen Seitenflügel, der früher als Garagenhaus gedient hatte.

*Doktor Donald Gliese, Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie*, stand auf dem quadratischen Bronzeschild, und fassungslos, weil Erna mich zu einem Kinderpsychologen

schickte, betrat ich wie verabredet um acht Uhr morgens den in Giftgrün, Gelb und Orange eingerichteten Warteraum und hatte die Wahl, mich auf einen Elefantensstuhl, eine Pferdeschaukel, einen Gänsehocker, ein Plüschschwein oder ein gelbes Sofa zu setzen. Ich zog es schließlich vor, stehen zu bleiben. Obwohl der Spielteppich unter meinen Füßen, der eine Kleinstadt von oben darstellte, das dringende Bedürfnis in mir weckte, die darauf wahllos herumstehenden kleinen Matchboxautos, Legosteine und Kinderbücher so zu sortieren, dass die Sicherheit des Straßenverkehrs wieder gewährleistet war. Ich ging nur deswegen nicht auf die Knie, weil ein prachtvoller Bilderrahmen mit dem Foto einer beeindruckend großen, blühenden Kamelie meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Kamelien waren Mimis Lieblingspflanzen gewesen. Und mein Albtraum. Trotz ideal kühler Zimmertemperatur in Mimis Schlafzimmer war es mir nie gelungen, die Biester über den Winter zu retten und ich hatte ständig heimlich Nachschub besorgen müssen. Was mich besonders in den Wintermonaten vor ein unlösbares Problem gestellt und mich schließlich auf die Idee gebracht hatte, wie echt aussehende Gummikamelien zu kaufen und zur rechten Zeit Kamelienblüten aus Seide ins grüne Blätterwerk zu nähen. Umso mehr faszinierte mich dieses Foto. Diese Kamelie musste in Italien stehen. Berlins langer Winter und der strenge Frost machen so eine Größe und Blütenpracht unmöglich, und sollte einem Gärtner dieses Kunststück gelingen, handelte es sich um ein Kameliengenie.

Ein Blick in einen tristen Innenhof, in dem zwei erbarmungswürdige Rhododendren um ihre Existenz kämpften, bestätigte meine Zweifel, dass die Kamelie auf dem Foto etwas mit Donald Gliese zu tun haben könnte, und da sich ein leichtes Ziehen in

meinem Bauch ausbreitete, überlegte ich zu gehen. Was konnte einem Kinderpsychiater schon zu meinem Problem einfallen?

Da öffnete sich eine Flügeltür über die gesamte Breite, und Professor Doktor Gliese stand in einer so dichten Nikotinwolke vor mir, dass ein Blick in den dahinterliegenden Raum so gut wie unmöglich war.

Er trug eine Sakkojacke, die seitlich an seinem Körper klebte. Ein weißes Hemd, das über der Brust spannte und über seinem enormen Bauch zu explodieren drohte, und der Hosenbund verschwand komplett unter seinen Hüftpolstern, so dass die Beine kürzer wirkten, als sie waren. Im Vergleich dazu sah der Oberkörper viel zu lang aus, und der Abstand zwischen Knopfleiste und Knopflochreihe verriet, dass Gliese diesen Anzug gekauft hatte, als er gut zwanzig Zentimeter dünner gewesen war. Der graue Tweed war im wahrsten Sinne des Wortes an den Rand seines Fassungsvermögens geraten.

Glieses im Vergleich zur Körperfülle schmale Füße steckten in offenen Sandalen und dazu trug er die unglaublichsten Socken, die ich je gesehen hatte. Sie bildeten eine Art selbststehenden Überfuß. Mit Norwegermuster.

Ich sah, was mich angesichts der Socken nicht überraschte, in das Gesicht eines durch und durch bekümmerten Mannes. Das nicht hässlich war. Wären da nicht diese dunklen, tiefen Augenringe und die roten Flecken auf seiner Stirn gewesen. Die leider nur teilweise von seinen strähnigen, kinnlangen, blonden Haaren verdeckt wurden.

Gliese begrüßte mich mit einem freundlichen Kopfnicken, nahm einen tiefen Zug Nikotin und verschwand im Nebel. Ich folgte ihm zaghaft in einen großen, rechteckigen Raum zu einem



imposanten Schreibtisch, auf dem eine alte Kelimdecke lag, die fast bis zum Boden reichte und auch einer achtköpfigen Familie bequem Platz geboten hätte. Darauf stand ein Laptop. Eine Schreibtischlampe. Eine ovale Steinschale mit mehreren Schreibutensilien darin. Und, über den restlichen Tisch verteilt, geöffnete und ungeöffnete Briefe, Akten, Notizblätter, Bücher und Fachzeitschriften in deutscher und englischer Sprache. Eine dunkelgrüne Teedose, auf der in Schwarz verschnörkelter Schrift „Babylacum“ stand, hatte Gliese zu einem Aschenbecher umfunktioniert. Daneben stand eine Schachtel Pralinen. Die gesamte Wandbreite links von mir wurde von einem Vitrinenschrank verdeckt. Darin unzählige Bücher. Davor abgenutzte und zum Teil kaputte Spielsachen, Holz- und Steinfiguren von Tieren, Menschen und Fabelwesen. Über Glieses Stuhl lag eine weitere Kelimdecke. Darüber hing der ausgestopfte Plüschkopf eines Gnus.

Das Ziehen in meinem Bauch breitete sich aus.

Gliese setzte sich, zeigte mit seiner Zigarette auf einen mit blauem Samt bezogenen Lehnstuhl mit Blick auf das Gnu und seine Stimme hatte einen überraschend angenehmen Ton, als er sagte: „Machen Sie es sich bequem. An meinem freien Tag kann ich hier rauchen so viel ich will. Herrlich! Wie kann ich Ihnen helfen?“

Glieses Ellbogen lagen unterschiedlich erhöht auf mehreren Patientenakten und verliehen ihm nun zu allem Überfluss auch noch etwas Schiefes, und ich antwortete in seinen fragenden Blick: „Ich fürchte mich vor Gespenstern. Obwohl ich noch nie eines gesehen habe. Und auch weiß, dass es keine gibt.“ Und nach einer kurzen Pause, in der Gliese einen geradezu perfekt runden Kreis aus Rauch in meine Richtung blies, sonst aber keinen weiteren

Versuch unternahm, mit mir Kontakt aufzunehmen, fügte ich hinzu: „Ich weiß nicht, ob das von Bedeutung ist, aber es gibt ein Bild von mir in meinem Kopf, auf dem bin ich ein Stein, der auf einem breiten Sandstrand liegt. Menschen lehnen sich an mich. Setzen sich auf mich, um die Aussicht zu genießen. Ritzen Liebesbotschaften in mich hinein, die sich nie wieder entfernen lassen. Und ich glänze. Weil unzählige Ärsche dafür gesorgt haben, dass ich keine Ecken und Kanten mehr habe.“

„Sehr interessant“, murmelte Gliese, zündete sich mit seiner alten eine neue Zigarette an, und ich versuchte, mein aufkommendes Zittern in den Griff zu bekommen, indem ich mich auf meine Handrücken setzte, um mit dieser erprobten Technik meinen Körper zu stabilisieren. Da erschrak ich durch ein plötzliches Lecken auf meinem linken Schienbein, worauf Gliese meinen überraschten Blick wie folgt kommentierte: „Keine Sorge, das ist nicht Ihre Phantasie, sondern ein Hund. Ein mir übrigens völlig unbekannter Hund.“

Ich rutschte ruckartig mit meinem Stuhl vom Tisch, zog die Kelimdecke beiseite und sah in zwei glänzende Augen, die zu einem schwarzen Pudel gehörten, der selbst so sehr zitterte, dass mein Schütteln augenblicklich aufhörte.

„Was heißt, Ihnen völlig unbekannt?“, fragte ich, „Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass Sie diesen Hund nicht kennen?“ Und Gliese stützte seinen Kopf in beide Hände und erklärte ratlos: „Er saß heute Morgen vor der Praxis und bestand darauf, mich zu begleiten“, und fragte nach einer kurzen Pause, in der er mit seinem rechten Ärmel den Schweiß von der Stirn wischte: „Was soll ich mit einem Hund? Sehen Sie mich doch nur an. Ich wiege einhundertfünfunddreißig Kilo. Mein Anzug sitzt so eng, dass er mir den Atem nimmt und mir beinahe den Verstand raubt.“

Ich kann unmöglich dem Bewegungsdrang eines Hundes entsprechen, mit ihm spielen, Hölzchen werfen, oder Gassi gehen.“

Als wäre das sein Stichwort, sprang der Pudel auf meinen Schoß. Und Gliese fragte: „Wollen Sie ihn? Er mag Sie. Ich glaube, er ist sogar reinrassig. Ein Spaniel oder so etwas Ähnliches.“

„Ein Pudel“, korrigierte ich, und Gliese stöhnte, bevor er sich erneut über Stirn und Augen wischte: „Auch das noch.“

Ich sah auf den Hund, der versuchte, sich auf meinem Schoß einzurollen. Sah zu Gliese, der seinen Stuhl näher an den Schreibtisch zog, sich räusperte und energisch mit beiden Händen über seinen Kopf strich. Wobei seine Finger die strähnigen Haare nach hinten zogen, sodass sie für einen Moment nicht seine Stirn verdeckten. Und fragte, während ich nervös ein Hundeohr kraulte: „Und meine Gespenster?“

„Die sind vermutlich ein vorübergehendes Ventil. Eine harmlose Reaktion. Oder haben Sie schon einmal gehört, dass jemand gestorben ist, weil er ein Gespenst gesehen hat? Ihre Nerven reagieren und wollen Ihnen durch die Gespenster etwas mitteilen. Ist das denn so schwer zu verstehen? Dazu benötigt man kein Studium der Psychologie.“

Gliese warf seinen Kopf in den Nacken und ich wiederholte: „Mitteilen? Es kann doch unmöglich so banal sein.“

„Es ist so banal wie das Leben. Sehen Sie mich an. Ich bin Arzt. Würden Sie das denken, wenn Sie mir auf der Straße begegnen? Das Schild an meiner Tür macht mich zu dem, was ich bin“, antwortete Gliese und fragte, nachdem er zwei Mappen vor ihm auf dem Tisch so verschoben hatte, dass sie genau übereinander lagen: „Ich mag Ihren Akzent. Ich liebe Wien. Und die Donau ... Was für ein Fluss! Ist sie denn blau?“

„Das kommt auf den Himmel darüber an“, antwortete ich und schob eine Hundeschnauze beiseite. „Eigentlich ist sie ...“

„Schweigen Sie“, unterbrach mich Gliese, „das will ich gar nicht wissen. Die Wahrheit wäre in diesem Fall überflüssig. Also. Kommen wir zur Sache. Wollen Sie den Hund?“

Gliese versuchte, über den Schreibtisch hinweg den Hund zu streicheln, was dazu führte, dass mehrere Stapel Papier und Bücher zu Boden fielen, und während auch er langsam und einer Schneelawine gleich, die auf den letzten Metern zur Ruhe kommt, vom Tisch rutschte, antwortete ich: „Unmöglich. Zuerst muss ich wieder zurück in ein normales Leben finden, und verzeihen Sie, aber ich habe den Eindruck, Sie sind nicht normal genug, um mir dabei zu helfen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtigen Zweifel“, antwortete Gliese endlich auf dem Boden angekommen, und stellte klar: „Ich werde nicht das erste Mal mit dieser Vermutung konfrontiert. Es liegt wohl daran, dass man von einem Psychiater Normalität erwartet.“

„Ich erwarte gar nichts. Ich versuche, meine Angst loszuwerden. Und ich versuche, wieder als Schauspielerin zu arbeiten. Woher soll ich wissen, ob Sie mir helfen können?“

„Und woher soll *ich* das wissen?“, stöhnte Gliese. Klammerte sich an seinen Stuhl und murmelte, während er sich daran hochzog: „Was mache ich nur mit diesem Hund? Ich gehe nie zu Fuß. Ich fahre Taxi.“ Und dann sagte er nach einem Moment des Nachdenkens: „Wie wäre es, wenn wir uns den Hund teilen? Sie sorgen für seine Bewegung und ich für Kost und Logis!“

„Ich dachte eigentlich, durch Sie ein Problem loszuwerden“, antwortete ich vorwurfsvoll. „Wie kann ich als Schauspielerin arbeiten, wenn ich Angst vor Gespenstern habe?“

„Ibsen?“, antwortete Gliese nach kurzem Nachdenken.

„Damit macht man keine Witze!“

„Das war kein Witz.“

„Wollen Sie mit mir über Ibsens *Gespenster* diskutieren?“

„Wollen Sie eine ehrliche Antwort? Ich möchte, dass Sie diesen Hund nehmen. Alles Weitere können wir gerne danach klären.“

„Warum soll ich mich um einen fremden Pudel kümmern? Ich hätte einen eigenen Dackel, wenn ich das wollte. Der lebt zwar in Wien, aber das Problem ist doch ein ganz anderes. Ich musste mich jahrelang um meine kranke Mutter kümmern und bin ganz verrückt vor schlechtem Gewissen, weil ich das Gefühl nicht loswerde, mich nie genug gekümmert zu haben. Deswegen bin ich hier!“, sagte ich aufgebracht, und Gliese antwortete unbeeindruckt: „Deswegen wäre Ibsen vielleicht ein guter Anfang? Zumindest für jemanden, der wie ich wenig Ahnung vom Theater hat. Mir ist das Theater sogar ein wenig unheimlich.“

„Wollen Sie jetzt mein Mitgefühl?“, fragte ich ziemlich überrascht.

Worauf Gliese betroffen sagte: „Warum nicht? Nur weil ich Arzt bin?“, und ich einlenkte: „Gut, auch Frau Alving sah *Gespenster*.“

„Frau Alving?“, fragte Gliese erstaunt.

„Na, die Mutter von Oswald. Aber Frau Alving meinte definitiv andere *Gespenster*, und dass sie nur einen einzigen Knoten lösen wollte und dabei gleich alles aufgetrennt hat, kann jedem von uns passieren. Genauso wie fast jeder von uns einen Saum hat, der mit einer heißen Nadel genäht ist. Deswegen sind sie ja so erfolgreich.“

„Wer?“, fragte Gliese.

„Na, die *Gespenster*!“, antwortete ich und Gliese beeilte sich, „Ja. So sehe ich das auch“ zu ergänzen, um seine Erinnerungslücke zu kaschieren.

„Und es stimmt, dass auch Oswald seinen Vater nie gekannt hat. Aber im Unterschied zu mir leidet der unter Hirnerweichung!“, fuhr ich fort, weil ich gerade so schön in Fahrt war.

„Jetzt erinnere ich mich wieder“, sagte Gliese erleichtert. „Bittet er nicht sogar seine Mutter, ihn mit Morphium zu töten? Das ist doch was!“

„Mir ist das alles zu konstruiert“, antwortete ich, statt mich von Glieses Begeisterung anstecken zu lassen. „Natürlich wäre ein Sekundenherztod im Schlaf das Angenehmste für alle Beteiligten.“

„Statistisch gesehen ist der häufigste Sterbetag der Mittwoch, und wissen Sie, warum die meisten Menschen im Karneval oder zu Weihnachten sterben?“, fragte Gliese und bot mir eine Praline an.

Ich zuckte ahnungslos mit den Schultern, nahm ein Nougat-herz und Gliese erklärte, während er an einer Kirschpraline lutschte: „Das liegt an den Selbstmorden.“

„Und was hat das mit meiner Angst vor Gespenstern zu tun?“, fragte ich, und Gliese schloss die Schachtel Pralinen, schob sie unter ein paar Manuskripte und erklärte: „Gar nichts. Ich habe nur auf Ihr Bild des Sekundenherztodes reagiert. Aber um auf Ihre Frage zu antworten: Ich denke, Ihre Gespenster könnten etwas mit Ihrem Trennungsschmerz-Paniksystem zu tun haben.“

„Sind das nicht viele Problemsysteme auf einmal?“, fragte ich und Gliese zog ein Buch aus einem Stapel und erklärte, während er darin blätterte, dass das Trennungsschmerz-Paniksystem bei Babys und Kleinkindern aktiv wird, wenn diese in eine Situation geraten, in der sie das Gefühl haben, nicht mehr sicher zu sein. Zum Beispiel, wenn sie von demjenigen, der auf sie aufpassen soll, verlassen werden. Das dadurch erzeugte Gefühl der Trennung erzeugt Schmerz und Panik.

Gliese legte das Buch zurück auf den Stapel, und sagte mit Blick auf meinen Schoß: „Übrigens verfügen nicht nur Säuglinge, sondern auch Jungtiere über so ein angeborenes Signalsystem. Ein gutes Beispiel ist dieser Hund, der mich dazu gebracht hat, sein Überleben zu sichern.“ Und nach einem kurzen Räuspern fragte er: „Wo war ich stehen geblieben?“

„Überleben sichern“, antwortete ich wie aus der Pistole geschossen.

„Ach ja. Also, wenn Kinder Nähe vermissen, verwenden sie einen Trennungsruf, um darauf aufmerksam zu machen. Sie weinen. Rufen Mama. Oder winseln.“

„Und das andauernde Lecken?“, fragte ich Gliese mit Blick auf die Pudelschnauze.

„Das ist vermutlich ein fehlgesteuertes Beschwichtigungssignal. Weil aber alle Trennungsrufe nach einer Weile verstummen, weil es gefährlich werden könnte, auf die missliche Lage aufmerksam zu machen, hören wir irgendwann auf zu weinen, oder nach der Mama zu rufen.“

„Und das hieße in meinem Fall?“

„Dass eine sichere Bindung zu Ihren Eltern die Voraussetzung gewesen wäre, um über eine Trennung hinwegzukommen und Gefühle der Panik, des Schmerzes, aber auch des Ärgers und der Trauer zu regulieren. ‚Sicher-gebundene Kinder‘ bringen ihre Affekte wesentlich leichter ins Gleichgewicht. Und wenn ich über sicher-gebundene Kinder spreche, meine ich nicht diejenigen, die uns stark beeindrucken, oder keine Schmerzen zeigen. Ganz im Gegenteil. Nur sicher-gebundene Kinder können Gefühle zeigen. Weil sie Vertrauen haben. Ich könnte mir vorstellen, dass Ihr Problem hier seine Wurzeln hat, aber um das herauszufinden,

brauchen wir Zeit. Es könnte dauern, bis Ihre Gespenster verschwinden. Erwarten Sie keine Wunder.“

„Ich glaube nicht an Wunder. Der Kioskverkäufer, bei dem ich meine Zeitung kaufe, schenkte mir heute Morgen eine Wundertüte. Nicht einmal diese werde ich öffnen. Zu viele Wundertüten lagen unter dem Bett und in den Schränken meiner Mutter. Ich kann auf Wunder verzichten.“

Gliese bat mich, diese Wundertüte auf gar keinen Fall wegzuworfen, da das Öffnen und die darin verborgenen Kleinigkeiten etwas in mir auslösen könnten. Und dabei wäre er gerne anwesend. Er selbst liebe Wundertüten. Sei geradezu fasziniert davon und vermied im täglichen Leben so gut es ging jeden persönlichen Kontakt mit diesen mit Nonsens gefüllten Papierbeuteln, da diese Leidenschaft zu einer ernsten Sucht werden könnte. Weil es sich hier aber nicht um seine, sondern um meine Wundertüte handelte, wäre es etwas anderes.

Gliese murmelte in sein Diktiergerät. Fand es interessant, dass mein Dialekt bei der Geschichte von der Wundertüte vom Hochdeutschen in das Wienerische gewechselt war, und fragte, ob ich ihm zuliebe „Servus“ in unterschiedlichen Dialekten sagen könne.

Nach kurzem Zögern begann ich im Schönbrunnerischen, das besonders durch den Gebrauch von Nasalvokalen gekennzeichnet ist. Wechselte zum vertrauteren Gumpendorferischen. Und konnte mir Glieses Faszination für das Wienerische nur mit der großen räumlichen Distanz zum Dialekt erklären.

Mit einem lang gedehnten „Servaaas“ beendete ich meine Darbietung und musste an Kortners berühmte Probe mit dem damals jungen Helmut Lohner denken, der unzählige Male auf die Bühne stürmen musste, um „Vatermörder!“ in den unterschiedlichsten



Varianten zu brüllen. Bis er schließlich erschöpft und weinend vor dem zufriedenen Regisseur zusammenbrach. Auch Gliese war zufrieden. Und in seinem Element. Er philosophierte, wie die stimmlosen Fortis-Konsonanten P, T, K zu stimmlosen Lenis-Konsonanten B, D, G werden. Wobei er hervorhob, dass ein K im Anlaut eigentlich immer ein Fortis bleibt, wenn ein Vokal folgt, wie zum Beispiel bei *Kotzn* – *Katzen* oder *grotzn* – *kratzen*. Schwärmte von der Kunst der Vokalisierung im Wortinneren nach einem Vokal wie bei *also* – *oeso*, *Soldat* – *Soedot*, *fehlen* – *föhn*, *Kälte* – *Köödn*. Zum Schluss wies er noch darauf hin, dass im Vergleich zum Standarddeutsch und zu anderen bayrischen Dialekten im Wienerischen die Zwielaute monophthongiert werden. Was aber seltsamerweise im Falle des *ei* und des *au* von einheimischen Laien nicht als solches empfunden wird. Und nannte als Beispiel das Wort *heiß*, das im Bayrischen *hoaß* und im Wienerischen *haaß* lautet.

Derart komplexe Gedanken über den Wiener Dialekt überforderten mich kolossal. Ich sah auf meine Hände, die nervös auf einem Hund lagen, betrachtete meine Spiegelung in der Glasvitrine, und zu meinem Glück sorgte eine Kindermelodie für Erlösung.

Mit einem behänd ausgeführten Knopfdruck stoppte Gliese die Armbanduhrversion von „Alle meine Entchen“. Beendete meine erste Therapiestunde, gratulierte mir zu meinem halben Hund, und lud mich für den nächsten Tag zu sich nach Hause in den Grunewald ein. Erna hatte seiner Mutter von mir erzählt und diese wollte mich unbedingt kennenlernen. So etwas müsste mich als nicht-sicher-gebundenes Kind natürlich misstrauisch machen. Aber ich solle mir deswegen nicht zu viele Gedanken machen. Uns alle bewege ein Such-Antriebssystem, das mit Nahrung und Neugier zu tun habe. Und das wolle bedient werden.